

Leben wie im Traum (3)

Militärdienst-Alltag

Zeit & Schrift veröffentlicht exklusiv Auszüge aus dem bewegten Leben von Alexander Gertzen. Das Buch, das entstehen wird, soll Menschen Mut machen, zu der lebendigen Botschaft von Jesus Christus Ja zu sagen und als Christ auch in Schwierigkeiten dem Herrn zu vertrauen ... Das Glaubensleben ist nicht jeden Tag von bedeutenden Erlebnissen und Höhepunkten gekennzeichnet. Aber auch im „grauen Alltag“ muss der Gläubige sich bewähren und das Vertrauen auf den Herrn durchhalten.

In der medizinischen Abteilung

Nach meinem Verhör durfte ich in die medizinische Abteilung zurückkehren. Dafür war ich sehr dankbar, denn ich sah es als meine Aufgabe, Menschen zu helfen und ihnen in der Not beizustehen. Deshalb war ich ja auch Arzt geworden. Aber ich wollte nicht nur in körperlicher Not, bei Erkrankung mit meinem erworbenen medizinischen Wissen helfen, sondern ich wollte auch auf den hinweisen, der eine wirkliche Rettung für jeden Menschen ist.

So empfand ich meine Arbeit als eine wichtige Aufgabe. Bei allem war die Sorge um die wirklich kranken Soldaten auch eine schwere Arbeit. Es gab viel zu tun. Das umso mehr, als man mir, dem Neuen, dort alles überließ in der Versorgung der Kranken. Morgens ab 5.30 Uhr kamen 60–80 kranke Soldaten, die im Flur warten mussten. Dann wurden der Reihe nach die Diagnosen gestellt, und sofort begannen unterschiedliche Behandlungen. Dann wurde entschieden, ob jemand wegen seiner Erkrankung bei uns stationär aufgenommen werden sollte. Es kamen immer viele

Soldaten, die einen, weil sie wirklich krank waren, die anderen, weil ihnen ein schwerer militärischer Dienst bevorstand, wieder andere, weil sie keine Lust hatten, da draußen irgendwie Soldat zu sein.

Mit mir tat Dschuma seinen Dienst. Er war der Dienstältere, also schon länger da als ich. Deswegen hatte er das Sagen. Und er tat nicht mehr als das – mir sagen, was ich zu tun hatte. Er tat nichts anderes als Tee trinken, sich mit seinen Freunden unterhalten, rauchen und den Tag irgendwie verbringen. Die kranken Männer interessierten ihn nicht. Und er und seine Freunde mussten von mir bedient werden. Meine Arbeit ging jeden Tag bis 2 oder 3 Uhr nachts. Und am Morgen ging es gleich weiter.

Weil die dienstälteren Soldaten sich für mich interessierten, mir zuhörten, mit mir redeten, mich fördern und mir helfen wollten, wurde Dschuma misstrauisch. Er verbot jeglichen Kontakt zu anderen Soldaten. Dschuma wollte mir jetzt das Leben richtig schwer machen. Ich sprach ihn an: „Dschuma, das geht nicht. Hör damit auf, so gegen mich vorzugehen. Du wirst Probleme kriegen, wenn du ungerecht

bist.“ Er aber drohte mir, die Tschetschenen gegen mich aufzuhetzen. Der Herr aber stand mir bei. Dschuma wurde schwer krank, so schwer, dass er mit dem Tod rang. Er konnte nicht mehr zur Armee zurückkehren.

Sein Nachfolger war ein Turkmene, der keine Ahnung von Medizin hatte. Er schrieb immer nur seine Freunde krank, die anderen Soldaten jagte er einfach weg. Ein Mensch ohne Mitleid und Verständnis für die Nöte anderer. Bei ihm wurde mir das Leben noch schwerer.

Ich entschloss mich zu einem radikalen Schritt. Ich erledigte alle meine Aufgaben vom Morgen bis zum Abend. Dann ging ich in den Wald und suchte Kräuter für die Soldaten, aber auch die Einsamkeit mit dem Herrn, um zu beten. Es war verboten, sich vom Militärgelände zu entfernen. Aber ich vertraute Gott. Ein russisches Sprichwort sagt: „Wer gegen Gott nicht sündigt, wird an seine Feinde nicht ausgeliefert.“ Uns so erlebte ich auch, was der Psalmist schrieb: „Denn du bist mir eine Zuflucht geworden, ein starker Turm vor dem Feind“ (Ps 61,3).

Einige Zeit später erwischte man den Turkmenen, als er mit seinen Freunden beim Trinken war. Alle wussten ja, dass er faul war, und es war um ihn geschehen. Er wurde in die KFZ-Abteilung versetzt. Weg war er. Mein Gott gab mir Rettung!

Jetzt wurde mir die Verantwortung für die medizinische Abteilung übertragen. Dem wollte ich gerecht werden, und ich versuchte, in allem Gerechtigkeit und Ordnung einzuführen: Die scheinranken Soldaten wurden sofort entlassen. Die wirklich Kranken mussten ordentlich behandelt werden. Streit unter den kranken Soldaten und denen, die den Dienst taten, sollte es

nicht geben.

So erlebte ich, dass Frieden einkehrte und ein normales Arbeiten möglich wurde. Einige der Soldaten kamen zum Glauben. Dafür war ich sehr dankbar. Die Drohungen aber blieben. Mein Gott jedoch beschützte mich. So ist dies alles nicht mein Verdienst. Ich fand, es war eine erfreuliche Frucht des Glaubens.

Nikolaus Müller

Sowjeti Iljitscha (Lenins Weisungen) ist eine Bahnstation in der Nähe von Moskau. Dort wohnte Nikolaus Müller, ein Deutscher. Er malte Bilder, die die Sowjetarmee als eine ruhmreiche Armee darstellten und in vielen Kasernen und Offizierscasinos hingen. Ein armenischer Soldat, Surén sein Name, der für die Arbeit im Kulturclub zuständig war, ein großer, kräftiger Mann, erzählte mir, Nikolaus Müller sei ein Gläubiger. Und er gab mir alle wichtigen Informationen und die Adresse. Oh, den musste ich besuchen! Surén hatte mich schon früher angesprochen und mir geraten, ich sollte beim Toilettengang auf meine Brille aufpassen. Man würde sie mir wegnehmen. Ebenso sollte ich auf meine neue Uniform und auf meine Stiefel aufpassen. „Dafür geben sie dir dann schmutzige und verlauste Klammotten und löchrige Stiefel. Das kann man gar nicht tragen. Du musst dich verteidigen lernen.“

In der medizinischen Abteilung war es inzwischen besser geworden. Meine schwere Last wurde etwas leichter. Mir wurde für meine gute Arbeit Ausgang genehmigt. Da wollte ich Nikolaus Müller besuchen.

Das aber hatte ich nicht erwartet: Als ich draußen war, außerhalb des Militärgeländes, überfiel mich das Gefühl der Freiheit mit Macht. Viele Wo-

chen hatte ich es vermisst, hatte ich ganz vergessen, wie es draußen sein könnte. Ich sah das grüne Gras und den blauen Himmel mit ganz anderen Augen. Die freien Menschen da draußen zu sehen, erregte ein wunderbares Glücksgefühl in meiner Seele. Ich war von der Freiheit wie betrunken. Wie war ich dem Herrn dankbar für dieses Geschenk! Jetzt auf nach Sowjetli Iljitscha zu Nikolaus Müller!

Doch bei ihm gefiel es mir gar nicht. Nein, er war kein Gläubiger und er war auch kein Deutscher mehr. Er lebte wie ein normaler Russe, er trank und seine Familie war durch seinen Lebenswandel ganz kaputt. Aber Nikolaus Müller half mir, als wäre er der Beauftragte Gottes. Bei ihm konnte ich mich in Zivil umziehen. Es war den Soldaten verboten, in Zivil zu gehen. Man konnte die meisten schon an dem sehr kurzen Haarschnitt erkennen. Aber der Herr half mir. So konnte ich in Zivil ein nahe gelegenes Kloster besuchen und mich dort zum Gebet zurückziehen. Über die zwei Jahre meiner Militärzeit habe ich diese Freiheit, das stille Gebet und den Segen genossen. Nie wurde ich in Zivil entdeckt. Gott hat mich bewahrt.

Gott sorgt für mich

Bei der Roten Armee musste ein Teil der Verpflegung von den Regimentern selbst erarbeitet werden. Die Soldaten wurden z. B. zum Brennholzmachen verpflichtet. Das wurde dann verkauft und der Erlös zum Einkaufen von Lebensmitteln verwendet.

In der Sowjetunion waren folgende Monatsverdienste üblich: Ingenieur – 120 Rubel, Arzt – 105 Rubel, Krankenschwester und Arbeiter – 84 Rubel. Ein Soldat verdiente im Monat so viel, wie ein Arbeiter für einen halben Tag bekam. Wenn das Geld für die Verpfle-

gung nicht reichte, weil der Umgang mit dem Geld schlampig, unkorrekt oder korrupt war, wurde der Sold bei den Soldaten gekürzt.

Deshalb bekam ich einige Zeit gar kein Geld. Aber Gott half mir. Auf der Straße fand ich vier Tage nacheinander jeden Tag einen Rubel. Davon konnte ich einige Tage essen. Wie das Geld dorthin kam? Ich weiß es nicht. Ich habe es nicht gesucht. Gott half mir.

Ein anderes Mal schenkte mir ein alter Gläubiger 7 Rubel. Oh, das war viel Geld! Tage später schenkte mir ein junger gläubiger Mann sogar 25 Rubel. Ich konnte so viel Geld nicht annehmen. Aber er bestand darauf, schob es mir schließlich unter das Kopfkissen. Das Geld reichte für mich und andere gläubige Soldaten, bis es wieder Sold gab.

Wieder ein Verhör?

An einem Donnerstag oder Freitag sagte man mir: „Alexander, du sollst am Montag festgenommen und nach Moskau zum Verhör gebracht werden.“ Das war keine Überraschung für mich. Ich wusste, man beobachtete mich. Ein Soldat war zum Glauben gekommen. Ich war darauf gefasst, dass man mich ins Gefängnis bringen, mich foltern oder gar umbringen könnte. Ich hatte keine Angst. Für Christus war ich bereit zu sterben. So bereitete ich mich am Wochenende vor. Ich rasierte und wusch mich. Das Äußere und das Innere sollten rein sein.

Dennoch war ich unruhig. Was würde kommen und wer? Der Herr gab mir auch keine Vorzeichen. Dann, am Montagmorgen, ich war wach, bekam ich Gewissheit. Ich sollte nach Puschkino reisen. Man würde mich auf eine Dienstreise schicken.

Wie gewohnt ging ich in den Stab. „Was ist los?“, fragte der Stabsoffizier. „Nichts, ich werde heute nicht verhaftet. Niemand kommt von Moskau. Aber ich werde eine Reise nach Puschkino machen müssen.“ „Woher willst du das wissen, he?“, fragte er aufgebracht. Dann bekam ich den

Auftrag, nach Puschkino zu fahren und die Ergebnisse einer Laboranalyse dort abzuholen.

Gottes Schutz ist wichtig, der körperliche und der geistliche Schutz. Aber davon mehr im nächsten Bericht.

Peter Baake

Siegfried Küttler:

Gottes Spuren auf meinem Lebensweg

Muldenhammer (concepcion Seidel) 2011

Paperback, 325 Seiten

ISBN 978-3-86716-076-6

Preis: 12,95 Euro

Es ist ein bemerkenswerter und streckenweise recht abenteuerlicher Lebensweg, auf den der Autor uns in seinen Erinnerungen mitnimmt. Seine Absicht ist dabei nicht, dass wir ihn selbst bewundern sollen, wenngleich aus verschiedenen Gründen dazu sicher auch einiger Anlass bestände. Er will vielmehr seinen Lesern und vor allem den nachgeborenen Generationen, die unter weithin so andersartigen Verhältnissen aufwachsen, Zeugnis von der unwandelbaren Verlässlichkeit des treuen Gottes geben, dessen Hilfe er – stets den jeweiligen Umständen angepasst – in immer neuer, oft überraschender Weise erfahren hat.

Da wird von einer im Jahr 1930 in Sachsen beginnenden Kindheit berichtet, die in die Nazizeit hineinreicht, und von einer Schulzeit, die zum größten Teil in den Zweiten Weltkrieg fällt,



von den nachfolgenden Wirren der Besatzungs- und der Hungerzeit, die der Jugendliche als Knecht auf einem Bauernhof durchsteht und in der er anschließend das Zimmererhandwerk erlernt, vom Erwachsenwerden in einem gläubigen Elternhaus und einer christlichen Gemeinde, von der persönlichen Bekehrung, dem Besuch von Jugendstunden und der durch eine Anregung dort erlangten Heilsgewissheit. Berichtet wird weiter vom Wechsel in ein Bergbau-Unterneh-